

Öffentliche Schule eine hervorragende Rolle; sie nimmt das Kind für längere Zeit aus dem elterlichen Hause, um es dem Lehrer anzuvertrauen. Bei den damaligen Juden existierte die Volksschule noch nicht; nur die Stadt Jerusalem besaß, wie die Rabinen berichten, eine solche, und man nannte sie „das Haus des Buches“ (Beth-Hassepher).

Das jüdische Kind wird im väterlichen Hause, in der Synagoge und in der Werkstätte erzogen; im Hause erhält es die Unterweisungen von Vater und Mutter; in der Synagoge lernt es das Gesetz lesen und verstehen; in der Werkstätte bildet es sich zu einem Stande aus.

Um mit dem Lehren zu beginnen: Jeder Israelit, welcher Klasse immer er angehören mochte, mußte ein Handwerk erlernen. Die Arbeit war dem Juden heilig, und das Handwerk hielt er in Ehren; selbst die berühmtesten Rabbinen erlernten ein Handwerk und übten es aus. Jesus, der Pflege Sohn eines Zimmermanns, war Zimmermann wie Joseph. So wuchs Er heran in der Werkstätte, in der Arbeit; Er half dem Pflegevater und lebte von der Arbeit Seiner Hände, wie ein einfacher Handwerker. Er wartet in der Werkstätte, bis Sein Tag kommt, und bleibt inzwischen das Muster der Demüthigen, das Vorbild derer, die die Welt nicht kennt, die — unter dem Blicke des allwissenden Gottes — ein stilles, tugendhaftes Leben führen.

Seit der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft hatte selbst jedes Dorf seine Synagoge. Es war zwar oft nur ein einfaches Zimmer, ohne allen Schmuck, aber nach der heiligen Stadt und dem Tempel hin gerichtet. In einem Schranke, den ein Vorhang von heller Farbe verhüllte, lag die Thora (das Gesetz), und vor der Pergamentrolle, auf der es geschrieben stand, brannte eine Lampe, ähnlich der ewigen Lampe in unserer Kirchen. Außer am Sabbath hatten die Vorleser noch an zwei anderen Tagen der Woche bestimmte Stellen aus dem Gesetze und ein Bruchstück aus den Propheten dem versammelten Volke vorzulesen: Der Vorleser erläuterte kurz das Gelesene; dann sagt er den Schlussgebet vor, und das Volk antwortet, aufstehend und gegen den fernen Tempel gewandt, mit lauter Stimme „Amen“.

Die Synagoge zu Nazareth hat auch Jesus und die Seinigen gesehen. Aber kein Rabbi konnte sich rühmen, ihn zum Schüler gehabt zu haben, ihn, „in dem die Hülle der Gottheit wesentlich wohnt“ (Kolos. 2, 9).

Darum begreifen wir sehr wohl das Staunen der Tempelbesucher, von dem der Evangelist heute erzählt: Der zwölfjährige Knabe sitzt „in Mitte der Lehrer“, der Angesehenen des Volkes, hört ihnen zu und stellt ihnen Fragen, — Alle aber, die zugegen waren, konnten über Seinen Verstand und Seine Antworten.

Nicht, wie es Sitte war, auf dem Boden oder auf niedrigem Stuhle zu den Füßen der Lehrer sitzend, sondern in ihrer Mitte treffen wir den zwölfjährigen Knaben, der sich da fragend und antwortend mit den Gelehrten Israels ergeht. Auch Maria und Joseph, die ihn hier wiederfanden, „erschrafen vor dem Anblicke“, — denn der Knabe erschien ihnen zweifellos in diesem Momente, da Er Aller Augen auf sich zog, in einem unvergleichlichen Schimmer von Verklärung und Majestät.

Wir sind vielleicht versucht, lieber Leser, die Zuhörer des göttlichen Knaben dort im Tempel um ihr Glück zu beneiden; allein erinnern wir uns, daß Jesus zu uns durch Sein Evangelium, durch die Belehrungen Seiner Diener und durch innere Einsprechungen redet. Lasset uns denn hören, bewundern und das Gehörte üben!

Merkwürdige Menschen.

Von Eugen Gallen.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die durch ihre außergewöhnliche Begabung oder auch durch eine Mißgestaltung, welche sie zwang einzelne Teile ihres Körpers zu außergewöhnlicher Fertigkeit auszubilden, das Aufsehen der Welt erregten. Freilich sind diese „Schaumenichen“ nicht selten in unserer Zeit in einigen Mißkredit geraten, dadurch daß man durch künstliche Tricks oft solche ungewöhnliche Figuren der Welt vorkührte, die in Wahrheit eigentlich ganz gewöhnlich waren. Die „Dame ohne Unterleib“ ist längst als ein geschickt ausgeführter und daher immerhin der Bewunderung werther Coup erkannt und erregt nur noch auf Jahrmärkten Bewunderung.

Vielleicht beruhte die Merkwürdigkeit mancher Sehenswürdigkeit früherer Jahrhunderte nur auf einem geschickt ausgeführten Kunstgriff, den die Leute von dazumal in ihrer Harmlosigkeit nicht erkannten. Der größeren Aufklärung unserer Zeit bleibt so leicht nichts mehr von derartigen Kniffen und Puffen verborgen.

Die merkwürdigen Menschen aber, von denen im Folgenden die Rede sein soll, waren sicherlich echt in ihre Merkwürdigkeit. Da lebte nun zum Beispiel zu Anfang dieses Jahrhunderts in Italien Colas, der Fisch. Dieser Mensch hieß eigentlich Nikolas, war ein Sicilianer und von armen Eltern zu Catania geboren. Er übte sich von Jugend auf im Schwimmen, wozu er viel natürliche Anlage hatte und wurde einer der geschicktesten Schwimmer seiner Zeit, so daß seine Landesleute ihn „Pesce Colas“ nannten. Frühzeitig wandte er sich der Fischerei zu und er wählte sich besonders die Auster und Korallen. Je mehr er sich auf diese Thätigkeit legte, desto mehr gewöhnte er sich an das Wasser, und diese Gewohnheit wurde so stark, daß er nur ungerne auf dem Lande lebte. Ohne jeglichen Taucherapparat ging er auf den Grund des Meeres und bewegte sich mit solcher Geschwindigkeit im Wasser, wie ein Fisch. Was zuerst nur Vergnügen und Zeitvertreib gewesen, wurde später für ihn beinahe zum Bedürfnis. Hatte er einmal einen ganzen Tag außerhalb des Wassers zugebracht, so klagte er über Brustschmerzen und mußte schnell auf eine Weile in sein geliebtes nasses Element. Er schwam nicht bloß an der Küste hin, sondern er wagte sich, auch oft in die offene See hinein und brachte ganze Tage daselbst zu, indem er auf irgend einer Sandbank übernachtete. Er war allen denen bekannt, welche die Küste von Sicilien und Neapel besuchten, denn er leitete den Schiffen und deren Mannschaften durch seine Vertrautheit mit der ganzen Küste große Dienste. Bei einem Sturme im Jahre 1821 kam er um's Leben, im nassen Element, das ihn verschlang und auch seinen Leichnam behielt.

Ein anderer merkwürdiger Mensch war der Mann ohne Arme, der in dem Dorfe Ditchate in der Nähe von Bristol lebte, mit Namen William Kingston. Er war ohne Arme geboren und hatte es soweit gebracht, daß er fast Alles, was man sonst mit den Händen verrichtet, mit den Füßen ausführen konnte. Er trank, indem er mit den Zähnen das Glas oder die Tasse geschickt zum Munde führte. Er schrieb, indem er mit dem linken Fuß das Tintenfaß, mit dem rechten die Feder hielt, gewandter als Viele mit den Händen schreiben. Er brauchte keine Hülfe bei Tische; denn Messer, Gabel und Löffel regierte er sehr geschickt mit den Zähnen. Er putzte seine Schuhe, machte sich Feuer an, kleidete sich zum Teil sogar selbst an, ja er rasirte sich auch mit den Füßen. Als Landmann moki er seine Kühe, mähte Heu und verrichtete alle nur möglichen Dienstleistungen so fleißig, daß er es aus einem ziemlich dürftigen Landmann zu einem wohlhabenden

Pächter gebracht hat. Dieses merkwürdige Individuum, das sich trotz seiner Mißgestalt niemals unglücklich fühlte und das verheiratet war und noch in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre einen vollständig wohlgebildeten Sohn zeugte, erreichte ein hohes Alter. Im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts lebte er noch. Damals ließ ein weitläufiger Ackerbau von ihm, Percy Kingston, eine Monographie über ihn erscheinen, die der Londoner Universität unterbreitet wurde.

Ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße war Eduard Bright, ein Spezereihändler zu Maldou in der Grafschaft Essex. Er hatte noch nicht das zweite Lebensjahr erreicht, als er schon über 144 Pfund schwer war. In seinem 20. Lebensjahre wog er 336 Pfund und bei seinem Tode 616 Pfund. Er war fünf Fuß neun und einen halben Zoll hoch. Unter den Armen war er fünf Fuß, sechs Zoll im Umfange und der Umfang seines Bauches betrug sechs Fuß elf Zoll. Sein Oberarm war zwei Fuß und zwei Zoll und seine Wade zwei Fuß und acht Zoll dick. Nach seinem Tode waren zwölf starke Männer nötig, um ihn auf einen kleinen Wagen zu heben und dann ins Grab zu senken. In seine Kleider konnten sich sieben Personen hüllen. Eduard Bright starb am 12. Mai 1750 im dreißigsten Jahre seines Lebens.

Ein Mann von ungewöhnlicher Fressucht war der im Jahre 1754 zu Wittenberge gestorbene Jacob Kahle. Dieser Mann konnte nicht nur eine ungeheure Menge Speisen zu sich nehmen, sondern er fraß auch ganz ungewöhnliche Dinge. So soll es ihm eine Kleinigkeit gewesen sein, acht Schock Pflaumen samt den Kernen hintereinander zu verzehren. Glas, Porzellan, Schiefer und Kieselsteine konnte er verzehren, wobei er von einem ungemein scharfen Gebiß unterstützt wurde. Wenn er eine Tasse Kaffee mit der Tasse oder ein Glas Wein samt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell und so vollständig, als ob er Brod im Munde hätte. Zum Frühstück aß er einmal, wie amtlich von Augenzugen berichtet wird, ein Spanferkel mit Haut und Haaren auf. Einst verzehrte er in einem Wirtshause einen Dudelsack, den er einem reisenden Volen fortgenommen hatte, und dieser ergriff vor dem Wirtstrah noch die Flucht, weil er fürchtete, derselbe stehe mit dem Teufel im Bunde. Kahle, oder wie er in Wittenberge nur genannt wurde, der Fresskahl, war trotz seines unerfättlichen Hungers sehr gesund und stark und starb erst im neunundstebzigsten Lebensjahre. Sein Körper wurde der Anatomie zur Untersuchung überwiesen, doch konnten besondere Eigenheiten, die als Ursache seiner Fressucht hätten angesehen werden können, nicht gefunden werden.

Dieser Fresskahl steht übrigens nicht vereinzelt da. Auch der berühmte Pater Paulian thut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt und den er selbst gesehen und untersucht zu haben versichert. Er wurde von einem holländischen Schiffe auf einer kleinen wüsten und unbewohnten Insel angetroffen und nach Frankreich gebracht. Dieser Mensch verschluckte nicht allein Kieselsteine, die einundeinhalb Zoll lang und ein Zoll breit waren, sondern machte sich auch aus zerstoßenen Kiesel, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen war. Als Pater Paulian ihn kennen lernte, konnte er nur wenige Worte aussprechen und stieß sonst nur unartikulirte Laute aus. Durch den Anblick einer kleinen Fliege wurde er sehr gerührt und wollte nicht aufhören sie zu betrachten. Im Allgemeinen war sein Leben zwischen essen, trinken und schlafen geteilt.

Auch im Jahre 1771 starb zu Alesfeld ein Mensch mit Namen Kolnick, der wegen seiner Fressfähigkeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Doch sind die Mittheilungen über ihn so fabelhaft und ersichtlich von jaty-

reicher Eingebung, daß man Genaueres über ihn nicht zu sagen weiß. So wird zum Beispiel erzählt, er sei als Soldat bei Einquartierungen stets seiner Freisucht halber für acht Mann gerechnet worden, er konnte nie länger als anderthalb Stunden ohne Speise sein und mußte daher auch Nachts und nicht selten in der Kirche aus seiner Tasche Steine verzehren.

Einer der merkwürdigsten aber zugleich auch unglücklichsten Merkwürdigkeiten ist ein Mensch mit nur einem Sinn, über den uns „Europa, Chronik der gebildeten Welt“ vom Jahre 1862 berichtet. Max Alfons R. wurde in Leipzig am 1. Januar 1844 als Sohn eines Advocaten geboren, der sich durch eigene Schuld um die juristische Praxis, um Ehre, Gesundheit und Vermögen gebracht hatte und schließlich in einer städtischen Verforganstalt elendiglich gestorben ist. Im zehnten Jahre wurde der Knabe von einer heftigen Entzündung der Augen und der Gehörgänge befallen, allein kein Mensch, am wenigsten der Vater, kümmerte sich um das verlassene Kind, das zum Gegenstand des Abscheus wurde. Als endlich ärztliche Hilfe kam, war dieselbe leider zu spät. Der arme Knabe war total erblindet, uglech war aber auch ein so hoher Grad von Schwerhörigkeit eingetreten, daß man mit dem Patienten nur mit Hilfe eines Hörrohrs verkehren konnte. Später der Dresdener Blindenanstalt zugeführt, bedurfte der arme Knabe eines besonderen Privatunterrichts, da er die Stimme des Lehrers in der Schule nicht vernehmen konnte. Nichtsdestoweniger konnte er mit guten Elementarkenntnissen die Schule verlassen. Jetzt wendete er sich der Korbmacherei zu und machte darin überraschende Fortschritte. Bald aber stellte sich völlige Taubheit und Sprachlosigkeit ein, das Gesicht des Beklagenswerten erlitt eine widerliche Verunstaltung und in Folge derselben verschwand auch der Geruch gänzlich und wurde der Geschmack beeinträchtigt. In diesem beklagenswerten Zustande wurde er im April 1862 der Blindenkolonie zu Stößitz bei Riesa an der Elbe übergeben. „Als ich den nun im 19. Lebensjahre stehenden Jüngling abholte,“ so erzählt der Direktor der Dresdener Blindenanstalt, Dr. Georgie, fand ich ihn in der völligen Isolation von der ihn umgebenden engen Welt. Man denke sich einen geistig aufgeweckten, nicht kenntnisarmen und zu selbstständigem Denken gelangten Jüngling mit einem warm empfindenden Herzen und entwickelten Gemütsleben, — aber blind, taub, stumm, ohne Geruch und fast auch ohne Geschmack, mit der Welt also nur noch verbunden durch die schwachen Fäden des Tastsinns. Nicht nur der Ort, an dem er sich befand, und die Personen unter denen er lebte, und unter denen drei seiner früheren Schulkameraden sich befanden, blieben ihm völlig unbekannt. Alle Vorgänge des Lebens gingen spurlos an ihm vorüber. Er lebte mitten im Wogenschlage der Zeit wie ein durch einen Bergsturz Verschütteter, wie ein lebendig Begrabener, dem in seiner schauerlichen Gruft zur qualvolleren Fröstung des öftesten Daseins Speise und Trank gereicht wurden. Selbst die Blinden wurden von der Vorstellung dieser qualvollen Abgeschiedenheit von allen Regungen des Lebens tief ergriffen und zu Thränen gerührt. Ihre Bemühungen, dem beklagenswürdigen Genossen durch Liebkosungen und Freundlichkeitsbeweisungen aller Art, einen Ersatz zu gewähren für die Entbehrung des Reizes, der auch ihr armseliges Leben noch verschönt und genussreich macht, waren unendlich rührend. Aber die größte geistige Macht, die Gewöhnung hatte auch diesem Vereinsamten und Abgeschiedenen seine Lage nicht nur erträglich gemacht, sondern die Erinnerung früherer Erlebnisse — die Abendröte vergangener Tage — erleuchtete auch diese Nacht mit ihrem magischen, phantastischen Schimmer und gewährte dem Vereinsamten im neubelebten Ton- und Farbenspiele der Reproduktion eine

erweiternde Beschäftigung und somit angenehme Empfindungen.

Nicht bloß im Ausdrucke seiner lächelnden Mienen, welche nur den sehenden Personen in seiner Umgebung wahrnehmbar sein konnten, sondern auch hörbar in einem leisen, stillvergnügten Lachen gab er diesen beglückenden Empfindungen Ausdruck. An die Beschäftigung seiner Genossen schloß er sich sofort mit Eifer an und arbeitete mit ihnen gemeinschaftlich nach dem Maße seiner Kraft. Seine Bewegung im Freien, nicht mehr geleitet und überwacht durch das aufmerksame Ohr, verrieth längere Zeit einen hohen Grad von Aengstlichkeit. Ungeführt wagte er sich von dem Hause nicht weiter zu entfernen als auf Armeslänge, um fortwährend die Hand mit den Fingern erreichen zu können. Später gewann er es über sich, einen etwa 30 Ellen langen, schmalen Weg zu begehen, dessen Begrenzung ihm durch die Füße fühlbar wurde. Diesen Weg aber verließ er ohne ausdrückliche Führung nie. Dagegen aber verschaffte er sich im Hause selbst bald vollkommene Lokalkenntnis, selbst in Bezug auf die Stellung der vorzüglichsten Möbel und die Orte, wo er seine Effekten untergebracht hatte. — Wann dieser Unglückliche aus seinem elenden Leben geschieden, habe ich nicht erfahren können.

Sinderleid.

Von Bois-Plessi

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Es war im Herbst. Langsam verwandelte sich das Blau des Himmels in ein mildes Grau, und die welken Blätter lösten sich von den Zweigen, fielen zur Erde und wurden von dem Winde weitergeführt, bis sie die Füße der hastenden Menschen zertraten.

Während die Natur sich gleichsam zur Ruhe rüstete, begannen die Menschen einen neuen Abschnitt ihrer Existenz, der doch immer dasselbe hielten, dasselbe Pläneschmeiden und das Denken an das „Morgen“ mit sich bringt. In den Läden waren die „Winterneuheiten“ ausgelegt und Seide, Sammet und Pelze zogen manchen verlangenden Frauenblick auf sich.

Vor einem eleganten Geschäft stand ganz in Verwunderung und Verlangen versunken, der Gegenwart entrückt, Magda Ferrier, die Frau des jungen und schon berühmten Bildhauers. Sie wußte, wie gut sie all die reichen weichen Stoffe kleideten, wie sie ihrer eigentümlichen Schönheit noch zur Folie dienten, und es wurde ihr schwer in Anbetracht der bescheidenen Verhältnisse, in denen sie lebte, auf die eleganten Toilettenstücke Verzicht leisten zu müssen. Das ewige „Verzichtenmüssen“ verbitterte Magda Ferrier, machte sie ungeduldig und schroff in ihrer Art sich zu geben, sodas man oft an ihrer Herzengüte zweifeln konnte.

So tam sie denn auch heute von ihren Ausgängen sehr verstimmt und mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen heim.

Als der Gotte das bemerkte, spiegelte sich auch auf seinem Gesicht der Ausdruck einer tiefen Verstimmung; die kleine Alice, das vierjährige, reizende Töchterchen, hörte mit ihrem Gepolter erschreckt auf, als sie die finsternen Gesichter der Eltern sah, und das Frühstück begann in der Stille, die einem Sturm vorauszugehen pflegt.

Magda sprach nicht, und auch Wilhelm schwieg; jeder schien zu empfinden, daß seine Worte den andern verlegen würden.

Endlich jedoch kam die inhaltschwere Frage, welche die junge Frau schon so lange bereit hielt:

„Wilhelm!“ . . . sagte sie in herausforderndem Tone.

Er zog die Augenbrauen zusammen. Den Ton kannte er! der bedeutete nichts Gutes.

„Was?“ fragte er kurz.

„Wann kaufst Du mir den Pelzkragen,

den Du mir schon so lange versprochen hast?“

„Sobald es mir möglich sein wird! . . .“

„Und wann wird das sein? . . .“

Er zuckte die Achseln: „Weiß ich nicht! . . . Oh! bist Du bald fertig mit Deiner ewigen Quälerei?“

Magda brauste auf: „Wie! ich quäle Dich, weil ich ein notwendiges Kleidungsstück von Dir verlange? . . . Das ist stark! . . . Ich habe nichts umzubinden! . . . Ob ich diesen Winter friere, ist Dir freilich gleichgültig!“

Jetzt wurde auch Wilhelm hastig: „Nun, da bist Du ja wieder bei Deinem beliebten Thema! . . . Ich thue, was ich irgend kann! . . . Wieviel kostet denn dieser verdammte Pelzkragen?“

„Hier bis fünfhundert Francs . . . Die Frau des Bildhauers Ferrier kann nicht wie ihr Dienstmädchen gehen!“

„Sehr schön!“ spottete der Mann . . . „hättest es mir gleich sagen müssen! . . . Um Dich warm zu halten, würde auch Kaninchenfell genügen! . . . Um Deine 500 Francs zu haben, mußt Du warten, bis ich einen neuen Auftrag bekomme! . . . und nun habe ich für heute genug davon!“

Wilhelm war heftig, wenn er in dem Ton etwas befahl, dann wußte seine Frau, daß es ratsam sei, wenigstens für den Augenblick, zu schweigen. Sie schwieg, aber sie empfand Groll, fast Haß gegen den Gatten.

Alice saß regungslos in ihrem hohen Stuhl; das Kind hatte aufgehört zu essen und sah mit feuchtschimmernden Augen ängstlich von einem zum andern.

Gleich darauf warf Wilhelm seine Serviette auf den Tisch, stand auf und ging zur Thür.

„Du gehst aus?“ fragte Magda kurz.

„Ja,“ kam es schroff zurück, „warum?“

„Warum?“ . . . schrie sie laut und erregt . . . „nun wundert es mich nicht mehr, daß ich das Notwendigste entbehren muß und daß wir bei den Lieferanten Schulden haben! . . . wenn man ausgeht statt zu arbeiten, wenn man im Café und nicht im Atelier ist, dann natürlich . . .“

Wilhelm unterbrach sie wütend.

„Necht so, beklage Du Dich! . . . Du ganz allein bist daran schuld! Wenn ich zu Hause ein freundliches Gesicht und Verständnis für meine Arbeit fände, dann würde ich wahrscheinlich öfter daheim sein! . . . Ich gehe Dir aus dem Wege, Dir und Deinen ewigen Ansprüchen, Deinen ewigen Klagen.“

Bis ins Innerste erregt, antwortete sie, was der Horn ihr eingab. Schlag auf Schlag gingen Rede und Gegenrede, und jedes Wort traf nur zu oft bei dem Gegner einen wunden Punkt.

Und eine Szene folgte, wie sie sich jetzt so oft zwischen dem Ehepaar abspielte. Als sie sich alles vorgeworfen hatten, was ihnen nur irgendwie einfiel, laut Magda weinend auf einen Stuhl, und Wilhelm warf drohend die Thüre hinter sich zu.

Vergessen auf ihrem hohen Stuhle befand sich die kleine Alice, deren ganzer Körper bebte.

Als Magdas Erregung und die Thränen nachließen, versank sie in Grübeleien über die Vergangenheit und die so traurige Gegenwart. Wie schön hatte sie sich das Leben an der Seite eines Künstlers gedacht . . . Und nun . . . statt des geträumten Glücks, statt der Auszeichnungen, die ihr als der Frau eines berühmten Künstlers dargebracht wurden? . . . Nichts als mühevolleres Ringen, um nach außen den Schein zu wahren und ein ängstliches Warten auf „Bestellungen“. Und dann, Wilhelm war auch nicht in der Ehe das gewesen, was sie sich gedacht. Mit seiner bestimmten, ein wenig brüskten Art, die ihr an dem Verlobten gefallen, schien er ihr nun zu zeigen, daß er der Herr sei, und von Tag zu Tag lehnte sie sich mehr dagegen auf. Der Gatte seinerseits sah mit bitterer Enttäuschung, wie wenig von dem jungen, für die Kunst enthusiastischen Mädchen bei dem

Weibe an seiner Seite übrig geblieben war, die so gar nicht auf seine Künstlernatur einzugehen verstand.

So war denn die Luft zwischen beiden immer größer geworden, und Magda dachte an das inhaltsschwere Wort „Trennung“ als einzige Rettung aus solcher Existenz, als verzweifeltes Schluchzen sie zusammenfahren ließ.

Sie sah auf: die kleine Alice weinte laut. Ungebuldig sprang die junge Frau in die Höhe und war im Begriff, das Kind zu schelten und ihr Ruhe zu gebieten. Doch in den Kinderangenen drückte sich solche unerklärliche Verzweiflung aus, daß die Mutterliebe stärker war als die Ungebuld.

Sie nahm die kleine auf den Arm und sagte zärtlich:

„Weine nicht, mein Liebling! . . . was hast Du denn?“

Das kleine Mädchen gab keine Antwort.

Die zurückgehaltenen Thränen ließen nun den ganzen zarten Körper in Schluchzen erbeben, und während die niedlichen Händchen sich ineinander krampften, legte sich um den ganz blassen, süßen Kindermund ein Zug herben Schmerzes.

Erschreckt liebte Magda das Kind, fragte und streichelte immerzu. Vergebens! Das Kind beruhigte sich nicht. Die Thränen versiegten allmählich, aber auch die Kräfte schwanden. Bald ging der Atem nur noch ganz schwach, das Schluchzen setzte aus und wurde zu einem herzzerreißenden Jammer; ein Jammer und Wimmern, das das Herz der geängstigten Mutter erbeben ließ.

Und Wilhelm kam nicht! Er machte es oft so; wenn eine gar zu stürmische Szene zwischen den Gatten stattgefunden hatte, dann vermied er es, Magda noch an demselben Tage wiederzusehen, und in schweigendem Einverständnis wurde darauf zwischen beiden das Leben wieder aufgenommen, als wenn nichts geschehen wäre.

Mitternacht war an dem Abend vorüber, als Wilhelm Ferrier leise den Schlüssel im Schloß mit der Absicht undrehete, in seinem Atelier auf dem Feldbett die Nacht zu verbringen. Doch da schimmerte ein Lichtstreifen durch Magdas angelehnte Schlafstubenthür und klägliches Wimmern schlug an Wilhelms Ohr.

Er erschrak und sagte sich: Das klingt ja, als wenn Alice weint. Leise öffnete er die Thür und sah seine Frau an dem Bett der Kleinen knien.

Mit einem Sprunge war er an ihrer Seite und neigte sich über das Bett. Das Gesicht des Kindes war farblos, um den Mund lag es wie grenzenloser Schmerz und in den feberheißen Augen stand angstvolles Flehen.

„Mein Gott,“ stöhnte der Vater auf.

Magda richtete sich auf, traurig und vorwurfsvoll sah sie ihn an. Kein Erinnern an den vorausgegangenen Streit war mehr in ihrer Seele, vor dem kleinen Wesen, das da so plötzlich in schwere Krankheit verfallen war, bestand weder der gegenseitige Groll, noch die Unzufriedenheit!

Angstvoll fragte Wilhelm: „Was fehlt ihr?“

Magda zuckte verzweifelt die Achseln.

„Mein Gott! Ich weiß es nicht! . . . Bald nachdem Du fort warst, hat sie angefangen zu weinen! . . . und dann hat dies entsetzliche Wimmern eingesetzt . . . was muß das süße Geschöpfchen leiden! . . . vielleicht ist sie rettungslos verloren.“

Die Finger der Mutter krampften sich um die Bettpfosten, in ihren Augen war ein irres Leuchten . . . die Verzweiflung der Mütter, die an dem Bett eines sterbenden Kindes wachen, stand in Magdas Augen.

„Und der Arzt?“ fragte Wilhelm und klammerte sich wie ein Ertrinkender an diesen Gedanken.

„Ich habe nach ihm geschickt. Er hat etwas verordnet . . . da auf dem Tisch steht die Arznei . . .“

„Was ist es denn, was sagt er“

„Er weiß es auch nicht! . . . morgen wird er wiederkommen . . . morgen . . . wenn unser süßes Kind dann noch lebt . . .“

Wilhelm war an dem Bett in die Knie gesunken, und man hörte in dem Zimmer nichts weiter als das verzweifelte Jammern des Kindes. Die Morgendämmerung beschien dieses Bild trostloser Verzweiflung.

Wilhelm und Magda sahen fast noch bleicher aus als das Kind, dessen wachsgelbes Gesichtchen sich kaum von den Rippen abhob; angstvoll beugten sie sich zusammen über dem Bettchen.

Wie! das war in wenigen Stunden aus ihrem rosigen Liebling geworden! . . . verfallen und alt sah das Kindergesicht aus . . . die niedlichen Händchen mit den dicken Grübchen, waren schmal und mager und tasteten unausgesetzt auf der Bettdecke, als wenn sie sich an dem Leben festklammern wollten. Mit lautem Schluchzen lehnte Magda den Kopf an die Schulter des Gatten und deckte die Hand über die Augen, um den Jammer nicht mehr zu sehen, und er fand, um sie zu trösten, sanfte, gütige Worte, fast Worte, wie er sie in der ersten, glücklichen Zeit ihrer Ehe für sie gehabt hatte.

In aller Frühe kam der Arzt. Er untersuchte das Kind, verschrieb eine andere Arznei und empfahl die größte Wachsamkeit. Wilhelm brachte ihn dann bis in den Flur. „Herr Doktor, was fehlt unserm Kind?“

Der Arzt zuckte die Schultern: „Bei Kindern ist es schwer eine genaue Diagnose zu stellen . . . wir wollen abwarten, wie die jetzt gegebene Arznei wirkt . . . vielleicht tritt keine Komplikation ein . . . es kommt mir vor, als wenn eine geringe Besserung stattgefunden hätte.“

Und der Arzt ging und ließ die Eltern mit diesem schwachen Hoffnungsstimmer allein zurück.

Welch langer, endloser Tag war das! Die Eltern wichen nicht von dem Bettchen.

Ab und zu sagte Magda: „Du hast es gehört, Wilhelm, der Arzt meint, es ginge ein wenig besser!“ . . . und er verstand, daß sie Zuspruch brauchte und sagte liebevoll: „Ja, unser Herzblatt ist entschieden besser . . . quäle Dich nicht so, mein Lieb! . . . es geht vorüber.“

Aber er glaubte nicht an seine eigenen Worte. Dennoch hatte Alices Wimmern nachgelassen; zwischen dem Jammern traten kleine Pausen ein, es wurde leiser, schwächer, und die Eltern ängstigten sich nun, daß es nicht mehr so laut vernehmbar, daß der Laut, der ihnen das Herz zerrissen, in seiner Kraft nachließ. Wenn es das Ende wäre?

Vollständig erschöpft war Magda einen Augenblick in leichten Schlummer verfallen. Als sie die Augen aufschlug, horchte sie. Nichts! Nicht das kleinste Geräusch unter den Gardinen des Himmelbettchens!

Nähes Entsetzen packte sie, sie röchelte mehr als sie sprach: „Wilhelm!“ und mit der ausgestreckten Hand wies sie auf das Bett.

Der Gatte hatte auch für Sekunden die Augen geschlossen gehabt.

Er verstand und teilte Magdas Entsetzen. Als er sich aber über das Kind geneigt, richtete er sich gleich darauf mit einem jaghaften Lächeln auf:

„Still! . . . still! . . . sie schläft!“

„Wirklich?“

„Sieh selbst!“

Nun neigte sich auch Magda über das Kind. Leicht und gleichmäßig kam und ging der Atem zwischen den bleichen Kinderlippen. Aber die Mutter hatte noch Furcht. Der Atemhauch war so wenig!

„Mein Gott!“ sagte sie leise, „wenn sie nur wieder aufwacht! . . .“

Es wurde Abend, die Nacht kam, und Alice schlief noch immer.

Dicht neben einander saßen die Eltern und bewachten ihr Kind. Sie wollten es nicht einen Augenblick allein lassen und doch war ihre Kraft zu Ende. Und so, wie sie da

saßen, Hand in Hand in Sorge und Leid vereint, schliefen sie ein.

Stunden waren vergangen, in dem dämmernden Tagesgrauen wurde das Flämmchen der Nachtlampe immer schwächer, da sahen Magda und Wilhelm in die Höhe; ihr erster Gedanke, der sie nicht einen Augenblick verlassen, während der Körper sein Recht beanspruchte, war die quälende Sorge um ihr Kind.

Und fassungslos standen sie da.

Zwischen den Falten der Gardine sah Alice sie an!

Dann wich die Bestürzung der Freude.

„Alice, sie ist gerettet! . . .“

Das süße, kleine Mädchen lächelte und sagte mit ihrem klaren Stimmchen — dem lieben Stimmchen, das die Eltern nie mehr zu hören geglaubt hatten —: „Sag doch Papa, Mama, bin ich denn krank gewesen?“

Magda brach in Thränen aus; Wilhelm nahm das Kind auf den Arm, kühlte es vorsichtig in sein Bettchen, und während er das blonde Köpfchen liebte, sagte er zärtlich:

„Ja, Herchen, Du bist krank gewesen . . . aber nun bist Du wieder gesund . . . nicht wahr?“

Die Kleine nickte als Antwort.

Und alles sprach auch dafür, denn die Augen hatten den klaren Glanz wiedergewonnen und die Wangen waren so frisch gerötet, wie es bei gesunden Kindern nach dem Schlafen der Fall ist.

Magda kühlte das Kind stü-misch, während Wilhelm es immer noch zärtlich in den Armen hielt und losend sagte:

„Ja, mein Herzblatt, mein Liebling, Du bist wieder gesund! . . . und Du wirst nie, nie wieder krank werden, sag mein goldenes Kindchen?“

„Nein,“ versprach Alice ernsthaft, „jetzt will ich nie mehr krank werden, jetzt wo Du und Mama gut miteinander seid, Euch nicht mehr scheltet! . . . wenn Ihr öbse miteinander seid, thut es mir so weh . . .“

Wilhelm und Martha schrakten zusammen und sahen sich an. Sie erfuhren, was sie nie gedacht: welch Leid die Uneinigkeit der Eltern dem zarten Kindergemüt zufügen kann. Bittere Reue ergriff sie.

Sie sprachen nicht, denn in den Momenten höchster Erregung findet man keine Worte, aber ihre Lippen trafen sich im gemeinsamen Kuß auf der Stirn ihres Kindes . . .

Draußen war es inzwischen Tag geworden, und die Morgenröte schien ins Zimmer, wie der Vorbote einer glücklichen Zukunft.

Rätsel.

Die Tiere schuf Gott, wie die Bibel spricht, Doch kenne ich eins, das schuf Er nicht — Freund, deinen Scharfsinn will ich anerkennen, Wirst du das unerhoffte Tier mir nennen!

Charade.

Dem Ersten kann die Zweite hilfreich dienen, Ob's geistig oder leiblich ihm gebracht; Und ist das Ganze leiblich ihm erschienen, Dann ist er klug, folgt er dem Führer gern.

Logogryph.

Wenn mir die Stadt!
Ital'ischer Himmel wölbt sich drüber her;
Ein N am Schluß,
O weh! dann ist's die schöne Stadt nicht mehr;
Ein grinsend' Tier
Ist's dann, doch wahrlich Tiger nicht noch Bär.

Palindrom.

Manches Denkmal längst verschwundner Zeiten,
Aus der Letzten sah man's einst bereiten,
Und das Ganze deckt zu langer Ruf!
Die zwei Ersten fest und sorgsam zu.

Auflösung in nächster Nummer.